

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(14. Fortsetzung.)

Ihre Augen begegneten sich. Wild bligten die Schlie aus ihrem erblähten Gesicht — doch nur eine Sekunde lang. Ehe der Hauptmann es sich versah, war sie auf das Geländer des Balcons gestiegen und umsprang sie aus einer Höhe von drei Meter in den Garten hinab, fast auf Vincent hinauf, der kaum Zeit fand, ihr auszuweichen.

„Wie unvernünftig!“ konnte er nicht umhin, ärgerlich auszurufen, während er ihr aufhieb. „Sie hätten den Tod davon haben können! Was fiel Ihnen eigentlich ein?“

Schon hatte sie ihr leibliches und geistiges Gleichgewicht wiedergewonnen. „Nun, ich wollte eben ein wenig rascher bei Ihnen sein.“

Inzwischen hatte sie nachlässig das zu Boden gefallene Briefblatt aufgehoben, zusammengerollt und in die Tasche gesteckt. Dann trat sie auf Vincent zu, schob ihren Arm zärtlich unter den seinigen und sah ihm lächelnd, mit demselben Blide wie neulich beim Abschiede, in die Augen. Aber weder Blick noch Lächeln vermochten Vincent zu täuschen, denn während seine Augen Schlie's Bewegungen gefolgt waren, hatten sie unwillkürlich die erste Zeile des Briefes gestreift, die sie soeben mit Einsetzung ihres Lebens wiedererobert hatte, und diese lautete:

„Mein heißgeliebter Adrien!“
„Mein heißgeliebter Adrien!“ Diese drei Wörtern hatten Vincent wie ein Schlag getroffen; sie summten fortwährend in seinen Ohren.

Adrien! Wer mochte das sein? Was für ein neues, räthselhaftes Gespenst stieg da wieder auf? Am liebsten hätte er sich sofort darauf losgestürzt und es zugleich mit allen anderen unauflösbaren Geheimnissen, die Schlie's Person umgaben, mit Gewalt ergründet.

„Kommen Sie, wir wollen hineingehen,“ sagte Schlie, ihn langsam in's Haus führend.

Im Innern herrschte, dank Edmund's Fürsorge für die Vorhänge, ein mattes Dämmerlicht. Ebenso wie neulich ergriff Vincent dieselbe Unruhe und Verwirrung. Allein diesmal kämpfte er gewaltig dagegen an, denn er wollte unter allen Umständen eine Auseinandersetzung herbeiführen.

Schlie... begann er.
„Doch plötzlich entzog sie ihm den Arm und eilte an's andere Ende des Zimmers.“

„Mein Mann!“ rief sie, den Finger auf den Mund legend, während die Treppe unter lauten Schritten erdröhnte.

Gegen alle Verabredung kam Edmund erschrocken hereingestürzt.
„Ich habe Lärm gehört, und die Köchin sagte mir eben, es sei ein Unglück geschehen. Du siehst gefallen, Kleines... Hast Du Dir weh gethan, wo denn?“

An den zwischen ihm und seiner Gattin bestehenden Streit dachte er nicht mehr. Voll Besorgnis trat er zu Schlie, die sich ärgerlich von ihm losmachte.
„Wäre es zu verwundern, wenn in Deinem Hause einem ein Unglück zuhiefte? antwortete sie mürrisch. „Es ist ja alles so ungeschickt als möglich eingerichtet! Wie kann man einen Balcon mit einer solch niedrigen Brüstung versehen, daß man nothgedrungen hinausstürzen muß, wenn man sich nur ein wenig vorbeugt.“

„Ich werde sie höher machen lassen,“ versprach Edmund. „Aber Du bist auch gar zu unvorsichtig. Doch sprich, hast Du Dir wirklich nicht weh gethan?“

„Nein, beruhige Dich, es war nur eine kleine Turnübung, die mich an frühere... bessere Zeiten erinnerte.“
„Du unartiges Kind!“ rief Edmund, sich zu einem scherzenden Tone zwingend. „Warte nur, weil Du mich absichtlich zu quälen scheinst, so werde ich Vincent unseren Streit erzählen und ihn als Unparteiischen anrufen.“

Ausführlich begann er die Sache auseinanderzusetzen; als es aber niemand in den Sinn kam, ihn zu unterbrechen, erlahmte er plötzlich.

„Na, beschließen wir die dumme Geschichte mit einem Kuß!“ rief er, und als Schlie sich sträubte: „Schnell Vincent, sage ihr, daß es nicht nett von ihr sei, so lange zu schmolzen!... So sage es ihr doch!“

Der Hauptmann aber vermochte dem lächerlichen Auftritt nicht länger Stand zu halten. „Ich überlasse Euch Euren Herzensergiegungen,“ sagte er ziemlich barsch und ging in den Garten hinaus.

Raum hatte er das erschöpfende Halbunwohl hinter sich, so fing sein Geist schon wieder zu arbeiten an.

„Mein heißgeliebter Adrien! Ob Schlie wohl ahnte, daß er diese Worte gelesen hatte! Und wenn es so war, wie würde sie sich dann ihm gegenüber verhalten? Wollte sie ihn durch ihr freundliches Benehmen am Ende zum Narren halten wie Edmund? Aber zu welchem Zweck? Jetzt war sie für ihn nicht mehr ein bloßes Doppeltweien,

das seine Maste je nach Bedürfnis abnahm und aufsteht, sondern ihre Verwundungen erwiesen sich allmählich als so mannigfaltig, daß man gar nicht mehr wissen konnte, wo die Natur aufhörte und die Verstellung anfang.

Schon war Gerbault drauf und dran, auf eine Erklärung zu verzichten und der ganzen Familie den Rücken zu kehren, als wieder die Reugierde, die trotz den entgegenstehenden Hindernissen immer mehr wuchs.

„Ah, wie hübsch, daß Sie sich unserem Ausfluge anschließen, Herr Hauptmann!“

Vincent machte keinerlei Versuch, der ihm plötzlich umringenden Familie Mougins zu entziehen, im Gegenteil, mit ungewohnter Bereitwilligkeit ging er auf ihren Vorschlag ein. Gab es auch wohl etwas Verdorreneres, als einen Spaziergang in glühender Sommerhitze und in solch lebenswüthiger Gesellschaft!

Selbst Edmund, der mit etwas niedergeschlagener Miene von seinem Zwischengang im glühenden Sommerhitze und in solch lebenswüthiger Gesellschaft!

„Los geht's!“ schrie er in seinem lauten Commandoton, indem er seinen Stod in der Luft wirbelte.

Der alte Mougins spannte seinen schwarzen Regenschirm gegen die Sonne auf, hinter ihm her bummelte Frau Mougins, ihren Klappstuhl am Arme, während ihre Töchter Adele und Fanny stumm, mit gesenkten Augen neben einander hergingen. Schlie eröffnete den Zug.

„Wohin gehen wir?“ fragte Gerbault, als sie die letzten Häuser der Vorstadt erreicht hatten.

„Weit hinaus auf's Land... Ah, das thut wohl!“ rief Edmund, voll Entzünden eine dicke Staubwolke einathmend.

„Hoffentlich kommt kein Gewitter!“ bemerkte Adele, indem sie den tiefblauen Himmel mit besorgtem Blicke betrachtete.

Nachdem man etwa zwei Kilometer auf der staubigen Landstraße zurückgelegt hatte, war es Vincent endlich gelungen, Schlie einzuholen. Fanny gefolgte sich jedoch so hartnäckig an seine Fersen, daß er keinen Entschluß, von Schlie eine Aufklärung zu erlangen, nicht ausführen konnte.

Auf Edmund's Befehl wurde jezt in einen Seitenweg eingezogen, wo den Spaziergängern der Staub wenigstens nicht mehr in's Gesicht gekehrt wurde. Alles athmete erleichtert auf, die beiden Fräulein klatschten vergnügt in die Hände, und nur Frau Mougins entriß der steinige Weg noch hin und wieder einen dumpfen Seufzer.

„Nur Muth! Ihr ahnt nicht, was für Ueberraschungen Euch noch bevorstehen!“ verkündete Dulaurier.

Dreiviertel Stunden noch wanderte man querfeldein, über Dornengebüsch und Ackerfurden. Endlich blieb er stehen und rief mit einer feierlichen Bewegung der Hand:

„Jetzt ist's erreicht! Na, was sagt Ihr nun? Habe ich etwa zu viel versprochen?“

Zur allgemeinen Befriedigung wurde Halt gemacht. Frau Mougins entsetzte ihren Klappstuhl, ihr Gatte setzte sich in's Gras, Edmund streckte sich lang aus, während die beiden Mädchen sich stumm niederließen und Schlie sich einen Baumstumpf zum Sitze auswählte. Und nun sollte die Natur bewundern werden.

Die gerühmte Dase war eine große, auf zwei Seiten von Wald umgebene Wiese, durch die sich ein kleiner Bach schlängelte. Zur Rechten erblickte man ein rothblühendes Kleefeld und geradeaus, ganz in der Ferne, eine hübsche Hügelkette, hinter der gute Augen und eine lebhaft einbildungsstarke die Alpenen entdeckten.

„In Anbetracht der Entfernung, die uns vom Hauptgebirgsstock trennt, u. der Höhe der Gipfel...“ begann der alte Mougins, während sich ein angenehmer Halbchlaf auf seine Zuhörer niedersenkte.

Nachdem so der Natur der schulbige Joll entriekt war, fühlte sich die Familie erholt und zu neuen Unternehmungen geneigt. Die Sonne sandte jezt mildere Strahlen herab, und die beiden Fräulein erhoben sich, um am Bache Vergnügen zu suchen.

Schlie sah noch immer fast unheimlich auf ihrem Baumstumpf. Vincent war allmählich wieder in seine Träume versunken, als ihn ein freundlicher Hippenstoß Edmund's unsanft weckte.

„Genug gefaulenz!“ rief der lebenswüthige Führer. „Nun geht's auf die Jagd... Javohl! Das hättet Ihr Euch doch sicherlich nicht träumen lassen, was?“

Genädig fügte er dann zu seinen Schwägereltern gewandt hinzu: „Ihr Allen könnt natürlich ruhig hier sitzen bleiben; aber die Jugend soll sich nur ein wenig die Beine ablaufen. Was glaubt Ihr wohl, daß wir Euch mitbringen werden?“

Niemand vermochte die Frage zu beantworten.

„Ich war natürlich wieder der einzige, der einen guten Gedanken hatte. Als ich nämlich den Boden hier sah,

sagte ich mir sofort: Da gib't gewiß Champignons! Da schaut mal dort drüben, was sind das?“

„Pilze, Pilze!“ rief Fanny, sofort darauf losstürzend.

Der alte Mougins ließ die Gelegenheit natürlich nicht vorübergehen, einen Vortrag über giftige und nicht giftige Pilze zu halten, während Edmund den Familiengliedern ihre Plätze anwies.

„Ihr Mädchen hier herüber, Du Vincent begibst Dich mit Kleinden dorthin, während ich meine besonderen Pläne habe.“

Eilig lief er nach dem zur Rechten gelegenen Gehölz, die beiden Mädchen hielten sich in der Mitte, und Vincent ging mit Schlie langsam dem andern Ende der Wiese zu.

Zum zweitenmal an diesem Tage war jezt dem jungen Manne Gelegenheit geboten, sich über seine Zweifel Aufklärung zu verschaffen. Kein Bedenken sollte ihn diesmal davon abhalten, und er hatte nur die eine Sorge, Schlie möchte ihm entweichen.

Die junge Frau aber schien dies keineswegs zu beabsichtigen, sie erbatte ihm sogar das Weinliche einer Einleitung, denn kaum befanden sie sich außer Hörweite, so fragte sie:

„Nun?“
Und als er, im Zweifel über dieses „Nun“, zögernd schwieg, fuhr sie nachdlich fort:

„Oder sollten Sie vielleicht das ungeschickte Zusammensein mit mir, das Sie seit einiger Zeit auf möglichst ungeschickte Weise zu bevorzugen versuchten, nur deshalb gewünscht haben, um... mir nichts zu sagen?“

Ihre ungenierte Art verdroß ihn, und bitter antwortete er: „Da Sie so geschickt einem Zusammensein auszuweichen, so haben Sie wohl auch geahnt, was ich Ihnen sagen wollte?“

„Sie halten mich also für sehr klug?“
„Ja, sogar für so klug.“

Auch dieses offene Bekennniß brachte sie durchaus nicht aus der Fassung. Lächelnd sagte sie: „Ich glaube auch, daß eine gewisse Geschicklichkeit bedarf, Ihnen ein wenig Freundschaft für mich einzufloßen, und wenn es das ist, was Sie mir vorwerfen wollen, mein lieber Freund, so bereue ich nicht.“

Sie hatte den Ton geändert. Wie verdeckte Leidenschaft klang es aus ihrer Stimme.

„Die Liebe ist das einzige Gut, das man weder erwerben noch verdienen kann. Man muß sie rauben. Wer dies am klügsten anstellt, trägt den Sieg davon. Sie mühten mich einfach lieben, Vincent, denn ich brauche Ihre Freundschaft zu meinem Glück, zu meinem Leben. Ich wollte es, und nun ist es so weit.“

Schlie schleuderte ihm diese Behauptung mit einer solchen Bestimmtheit in's Gesicht, daß er sie beherzt anstarrte. Ein Gefühl von Befangenheit drohte sich seiner zu bemächtigen, und mit Gewalt mußte er sich seinen Verdacht in's Gedächtniß zurückrufen und sich zwingen, in kaltem, höhnischem Tone zu fragen:

„Sind Sie dessen wirklich so sicher, Schlie Dulaurier?“

Sie schien auch jezt durchaus nicht getränkt zu sein, nur Schalkhaftigkeit war auf ihrem Gesicht zu lesen, als sie entgegnete: „Warum zweifeln Sie daran?“

„Schlie,“ sagte er, unfähig sich länger zu verstellen, „warum sind Sie auf die Gefahr hin, sich das Genick zu brechen, um Fenster hinauszufliegen?“

„Warum bin ich eines schönen Tages zu Ihnen in die Wohnung geflettert, auf die Gefahr hin, meinen guten Ruf einzubüßen, was doch ein noch größeres Unglück gewesen wäre?“

„Es war also nur eine besondere Art von Begrüßung?“

„Die, wie mir scheint, keinen Einbruch auf Sie machte.“

„Womit waren Sie bei meinem Kommen beschäftigt?“

„Sie mußten es ja gesehen haben.“

„Sie schrieben wohl an Ihre Freundin Mabeleine?“

„Ei der Laufend,“ sagte sie, anscheinend ohne seine Hintergedanken zu ahnen, „Edmund hat Sie also ganz zu seinem Vertrauten gemacht? Wahrscheinlich sind Sie von ihm beauftragt worden, ein rührendes Veröhnungsfest anzubahnen?“

Geschickt hatte sie das Gespräch zu wenden vermocht, so daß sie jezt diejenige war, die fragte, Vorwürfe machte und spottete.

„Gar nichts habe ich anzubahnen!“ rief Vincent ärgerlich. „Mir sind alle solche hinterlistigen Aniffe, in die Sie mit mir hineinziehen, in der Seele zuwider.“

„Glauben Sie vielleicht, ich hätte Ihnen meinen Mann als Unterbändler geschickt?“

„Nein,“ gestand er aufrichtig.

„Sie sind doch gewiß Derjenige, der am wenigsten das Recht hat, mir über meinen ehelichen Streit Vorwürfe zu machen. Sie konnten es doch voraussehen!“

Das am anderen Ende der Wiese sitzende Ehepaar Mougins, sowie Adele und Fanny, erschienen jezt nur noch als kleine, verschwommene Gestalten, während Edmund ganz unachtsam war. Schlie fand in seiner Haltung in einiger Entfernung von ihm. Um so bereber und verführerischer aber sprachen ihre Augen.

„Wofür halten Sie mich eigentlich?“ fuhr die junge Frau, immer bestiger werdend, fort. „Glauben Sie, ich sei im Stande, mein Herz zu theilen?... Oder ich kenne Bedenken, wenn ich liebe?“

Nein, er hielt sie dessen nicht für

fähig. Mit einem raschen Griff hatte sie den hüßlichen, sie entsetzenden Hut abgenommen und eine rotthe, im Vorübergehen geflückete Mohblume in ihr dunkles Haar gesteckt, wodurch die Carmen vom Maskenball und die Schlie aus dem Löwenthig plötzlich zum Vorschein gekommen waren. In leidenschaftlichsten Tone fuhr sie fort:

„Wenn ich die Liebe nicht kenne, so wäre mir Edmund vielleicht nur unangenehm gewesen. Aber nun kenne ich sie, und er ist mir verhasst! Wollen Sie mich darum tabeln?“

„Aber Schlie, wohin soll das alles führen?“

„Das eben wollte ich Sie fragen.“

Sie brach in gelendes Lachen aus, ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen.

„Nein, nein, schwärzen Sie, denn Sie würden mir jezt doch nichts Aufrechtiges sagen; Sie kennen ja sich selbst nicht. Der Mann paßt sich doch immer nur den Umständen an; wir Frauen dagegen wollen die Umstände nach unserem Willen umformen. Und weil wir auf eurem Grund bauen, weil wir die Unflughet begehren, uns auf euch zu stützen und uns euch zu unterwerfen, deshalb stürzt auch unser Glück so häufig in sich zusammen. Ich aber werde dem allgemeinen Irrthum nicht zum Opfer fallen. Erst wenn Sie ebenso viel Muth, Hingebung und Vertrauen bewiesen haben wie ich, dann erst werde ich Ihnen das Recht einräumen, Fragen zu stellen. Bis dahin aber fragen Sie mich nicht, holen Sie sich keinen Rath bei mir und nähern Sie sich mir nicht. Was eine Frau über alles verachtet — bleiben Sie dessen stets eingedenk — ist die Unentschlossenheit.“

Vincent wachte in diesem Augenblick nicht, was in ihm vorging. Schlie's weit geöffnete, wundervolle Augen schossen flammende Blitze, während ihre Worte ihn kalt u. schneidend trafen, so wie ein scharfer Nordostwind im Winter uns bis in's Mark erkälte, um einem dann plötzlich das Blut in's Gehirn zu jagen. In seinem Kopfe drehten sich die Gedanken wie im Kreise; Gefühle, Ansichten, Grundfälle, alles drohte sich in ihm zu verschieben. Germaine's und Stelle's liebliche Gestalten waren entchwunden. Nichts gab es in diesem Augenblick mehr für ihn, als das Stüchchen Wiese, wo er mit Schlie weilt, und wo es keine Erinnerung, keine Vergangenheit — aber auch keine Liebe für ihn gab: nichts als jene Frau und den geheimnißvollen bösen Zauber — wie Schlie sagen würde — den sie auf ihn ausübte.

„Und wenn ich nun entschlossen wäre?“

Er hätte nicht zu sagen vermocht, was das für eine Nacht war, die ihm diese Worte in den Mund legte und ihn in dieser Weise vorwärts trieb; nur war keine selbstfüchtige Regung dabei. Beide Hantgeleite der jungen Frau ergreifend, wiederholte er seine Frage.

Von einer inneren Bewegung oder Rührung aber war nicht das geringste bei ihr zu bemerken, im Gegenteil, scharf und präzise bohrten sich ihre Blicke in die seinigen.

„Entschlossen, wozu?“ fragte sie kurz.

Er wußte es nicht. Blöthlich, unüberdachtlich war ihm der tolle Gedanke gekommen.

Sie hatten das niedrige Gehölz, das auf dieser Seite die Wiese umsäumte, erreicht. Ein Weidenbaum breitete seine spärlichen Schatten über die beiden aus, ein Mädchen, an dessen Hande die von Fanny und Adele vergeblich gesuchten Verghimmelnicht wachsen sollten, riefelte zu ihren Füßen — eine freundlich-stille Umgebung, die recht gut zu einer Liebesidylle gepaßt hätte. Vincent Gerbault aber war es jezt durchaus nicht um Liebesgetändel zu thun. Schon klang es wie drohendes Unheil aus den kurzen, hoffigen Worten, die sie beide, die Blide ineinandergerichtet, austauschten.

„Was haben Sie mir anzubieten?“

„Alles, was ein Ehrenmann anzubieten hat.“

Sie lachte.

„Also wieder ein Vorbehalt.“

„Die Ehre ist etwas, was man sich immer vorbehält.“

„Was ist überhaupt Ehre?“ Wieder ertönte ihr spöttisches Lachen.

„Möchten Sie denn, daß ich Sie entführe?“

„Zimmer schärfer und geringschätiger klang ihr Lachen.“

„Mich entführen und mich dann verlassen? Nein, nein, das ist es nicht, was ich verlange.“

„Was denn?“

„Heirathen Sie mich!“

Mit erschredender Ruhe sprach sie diese Worte. Mit einem Rucke auf der Rasenböschung stehend, sah sie den Offizier scharf an. Keine Muskel ihres Gesichtes verrieth eine innere Erregung.

„Heirathen... soll ich Sie?“ wiederholte er ganz bestürzt.

„Ja. Sie werden mir zwar entgegen, daß ich ja bereits verheirathet sei, doch das ist nicht wahr. Ich habe mir diese Ehe in meiner Unwissenheit nur aufdrängen lassen, und deshalb kommt nur auch moralisch das Recht zu, diese Kette zu zerreißen. Es handelt sich also nur noch darum, mich auch äußerlich zu befreien, und dies ist Ihre Sache.“

„Meine...“ Aber...
Mit einem Satz sprang sie von ihrer Erhöhung herunter u. sagte, ihre glühende Hand auf die Gerbault's legend, mit dumpfer Wuth, aus der zugleich bittere Enttäuschung klang:

„Auch das flücht Ihnen Angst ein,

gesehen Sie es nur! Es verleiht Ihre Würde. O Sie Philister!...
Wahrlich! Sie mühten Sie wenigstens wissen, ehe Sie sich in dieses Abenteuer hineinwagen, wer Adrien ist?“

Den letzten Satz sprach sie ruhiger, ihre Heftigkeit niederkämpfend und in dem früheren spöttischen Tone. Mit heiterem Gesicht und einem Lächeln um die Lippen wiederholte sie jezt:

„Ich werde es Ihnen aber nicht sagen, damit Sie sich in der Eiferjucht und im Spionieren etwas üben können. Da Sie mir indeß doch leid thun, so erlaube ich Ihnen, sich bei meinen Angehörigen zu erkundigen.“

Schlie's lustiges Aufsehen zeigte dem Hauptmann zur Genüge, daß er sich wieder einmal in ihr getäuscht habe, und daß das Gespenst „Adrien“, das ihn so beunruhigt hatte, nur ein Trugbild war.

„Eben Sie, da kommen sie wie gerufen, um Sie aufzuklären,“ fügte Schlie hinzu, auf Edmund deutend, der in diesem Augenblicke aus dem Gehölze auftauchte und sich ihnen näherte.

Wie ihr doch dieses plötzliche Abbrechen ähnlich sah, dieses unvermuthete Entschließen, während man sie eben zu fassen glaubte. Nachdem sie Vincent aus einer Erregung in die andere hineingegerert hatte, überließ sie ihn einfach dem Aufruhr seiner Gedanken und Gefühle. Ja, ihm war fast, als sei das, was er soeben gehört und gesehen hatte, gar keine Wirklichkeit gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor hundert Jahren.

Von Zeit zu Zeit ist es von Interesse, sich zu vergegenwärtigen, wie es vor 100 Jahren in der Welt aussah. Ein Jubiläum ist es gerade nicht, auf das die Ueberschrift hinweist, aber doch auf einen besonders merkwürdigen Monat, jezt vor gerade 100 Jahren, aus dessen damals vorhandenen Zeitungen, der „Vossischen“ und der „Spener'schen“, im Volksmund „Tante Voss“ und „Onkel Spener“, die nachfolgenden Notizen entnommen sind.

Denn schon in ihrer zweiten Nummer — sie erschien 1804 noch Dienstags, Donnerstags und Sonnabends nur — meldet die „Vossische Zeitung“ unter Rubrik „Angekommene Fremde“ die Mittwoch, den 2. März, erfolgte Ankunft des „Herrn Hofraths von Schiller aus Weimar, von Leipzig kommend und abgesehen im Hotel de Russie. Heute würde man den gleich berühmten Gast auf Tritt und Schritt verfolgen, Morgen- und Abendausgaben würden von ihm berichten. Nichts von alledem in beiden Zeitungen! Am 4. März erschien Schiller zur Aufführung der „Brau von Messina“ und diesen Anlaß, aber auch nur diesen einen, benutzten beide Zeitungen, um von Schiller zu berichten. So ist in No. 55 der „Vossischen Zeitung“ vom 8. Mai unter der Ueberschrift „Königliches Nationaltheater“ zu lesen:

„Der Dichter, der Berlin zum erstenmal besucht, war bei der Vorstellung gegenwärtig. Bei seinem Eintritt in die Loge ward er mit allgemeinem Beifall von der Versammlung empfangen; freudiger Zuruf hieß ihn herzlich willkommen und wiederholte sich so lange und so laut, bis die Musik begann, welche der Vorstellung vorangeht. So ehrenvoll hat das Publikum seine rege Empfindung für das große Genie ausgesprochen, dem es der hohen Freude so manche dankt. Schiller's Ankunft hat überhaupt ein lebhaftes, allgemeines Interesse erregt, welches auf Achtung und Dankbarkeit gegründet ist.“

Welleicht hängt die nach unserem Gefühl zu geringe Beachtung, welche man dem großen Dichter schenkte, obgleich er auf der Zinne seines Ruhmes stand, mit dem gespannten Interesse zusammen, welches man gerade in diesen Tagen den Vorgängen in Paris zuwendete, deren Eindruck um so überwältigender gewesen sein muß, als man noch in den ersten Maitagen völlig ahnungslos bezüglich des bevorstehenden war. Die Berichte aus Paris nahmen in beiden Zeitungen, neben denen aus London, zu jener Zeit zwar den bedeutendsten Raum ein — diejenigen aus dem Inlande beschränkten sich der Proverbiats halber fast ausschließlich auf die offiziellen und Hofberichte —; aber nicht früher als in beiden Zeitungen, am 8. Mai, also denselben Nummern, die Schiller's gedachten, kommt aus Paris unter Datum des 27. April die erste Kunde von der bevorstehenden Erhebung des ersten Königs zum Kaiser der Franzosen. Von da ab bis zu der Ausgabe vom 29. Mai, worin die dato 19. Mai aus Paris der am Tage vorher vom Senat „einstimmig“ gefasste Beschluß, Napoleon die erbliche Kaiserwürde zu übertragen, gemeldet wird und zugleich die Worte abgedruckt sind, die Cambaceres, der Präsident des Senats, an „Se. kaiserliche Majestät“ gerichtet hatte, steigert sich endlich die Anteilnahme der Welt an den Vorgängen in solchem Grade, daß vorübergehend daneben nichts mehr sich recht geltend zu machen vermag. Auch in der ersten Mai-Nummer wird wenig Interessantes aus „telegraphischen Depeschen“ erzählt, die zuweilen 1—2 Tage von Boulogne nach Paris unterwegs waren und bei unsichtigem Wetter völlig versagten. Den Inhalt der Depeschen liefern die Bewegungen der feindlichen englischen Flotte im Kanal. In einer späteren Nummer wird mitgeteilt, daß beabsichtigt werde, den Sitzungssaal des

Senats im Luxemburg-Palast mit 30 Statuen von Männern der Revolutionszeit zu schmücken. Befinden sich unter den Namen auch nicht Robespierre und Danton, so doch Männer von so unverdächtig republikanischer Gesinnung wie Barnebe, Bergnau, Condorcet, daß es wie eine gänzlich unerwartete Ueberraschung wirkt, bereits in der nächsten Nummer von einem Antrage aller Civil- und Militär-Autoritäten Lyons auf Herstellung des erblichen Kaiserthums zu lesen. Nun folgen in schneller Reihenfolge die Beschlüsse des Pariser Tribunals im gleichen Sinne und die sich daraus ergebenden Verhandlungen des Senats, welche befanden, daß letzterer unter tiefstem Geheimniß bereits seit dem 27. März die Angelegenheit betriebe und am 25. April eine erste Abstimmung vorgenommen hatte. Jezt mußte die weitere Verhandlung erfolgen, denn eine Deputation wünschte dem Senat das Votum des Tribunats feierlich zu überreichen. Es geschah und gab unter allen Senatoren einem einzigen Redner, Carnot, Anlaß, sich gegen den Antrag und für Aufrechterhaltung der Republik zu erklären. Seine Rede, ein Meisterstück in ihrer Art, ist wörtlich mitgeteilt!! Der entscheidende Beschluß des Senats erfolgte am 18. Mai in Abwesenheit Carnot's. Es ist bezeichnend für die Verbindungen jener Zeit, daß der brieflich eingegangene Sitzungsbericht erst 11 Tage später in Berlin veröffentlicht werden konnte.

Die nichtpolitischen Nachrichten und die schon recht zahlreichen Inserate bilden eine Fundgrube recht zweifelhaften Wertes. Dennoch findet man hin und wieder einige des Auflesens werthe Körner, so auch im Mai 1804, wo das Berliner Publikum u. a. auch in Erregung gehalten wurde durch Veröffentlichung einer für den 23. Mai angelegten Luftballonfahrt. Die Unternehmner waren Professor Bourquet und Artillerie-Leutnant von Voss, die Anzeigen aber gingen aus von dem „Gildenältesten Tiegen“, woraus hervorgeht, daß die Schillinge sich der Sache angenommen hatte, wenn nicht vielleicht eine andere Gildemeit, da als Billettstelle das „Hauptbibliothekcomptoir der Freiburggesellschaft“, Zägerstr. und Friedrichstraße s. Ede, angegeben ist. Der Preis für das Mitfahren in der Gondel betrug 1 Thaler 18 Sar., 4 Billets 1 Thaler, (also viel weniger als heutzutage). Dann heißt es im Inserat wörtlich: „Sollte dieser oder jener Besucher nicht gewonnen sein, der ersten Luftreise beizuwohnen, so steht es ihm frei, sein Billett zum Herunterlassen mit dem Fallschirm auszubehalten, wozu es ebenfalls seine Gültigkeit behält.“ In einer späteren Mittheilung machen die Unternehmner mit den Ausmessungen und Gewichten des Ballons bekannt. Er enthielt 16,936 Pariser Kubfuß Gasraum und besaß eine Tragkraft von 1462 Pfund, während die Last einschließlich des Gewichtes der beiden Unternehmner nur 273 Pfund betrug, so daß theoretisch eine Höhe von 17,092 Fuß erreicht werden mußte. Es ist nicht gesagt, weder ob sich Fachtluftige gemeldet, noch ob sie sich den Vorbehalt gestellt haben, sich eventuell mit dem Fallschirm herabzulassen; aber es wird in der Nummer vom 24. Mai von dem Tags zuvor beabsichtigten Aufstieg satonisch gemeldet, daß die Luftreise trotz gebuldrigen Wartens des Publikums nicht laut Programm vor sich gegangen sei: „Ganz sichtbar war es, daß die Maschine zu wenig Geist und zuviel Körper hatte. Der rüchtere Ballon flog isolirt in die Luft!“ Was aus ihm geworden, scheint die Zeitungen nicht weiter bestimmen zu haben, aber eine Nummer später wird ihm im Anseigentheil der „Voss. Zeitung“ ein recht boshafter Nachruf gewidmet.

Noch sei eines im Mai 1804 die Berliner beschäftigten Ereignisses gedacht, das sogar seine Säger fand: Der Tod des letzten Verloobten Friedrich's des Einigen. „Conde“ hatte ein Alter von 36 Jahren erreicht, war als Schlachtopfer vom großen König also niemals festliegen worden, aber bei allen Paraden geritten worden. Denn die Zeitungen erzählen von ihm, es habe noch wenige Wochen vor seinem Tode, obwohl jezt 16 Jahren den Gnadenhafer genießend, beim Schall der oft gehörten Militärmusik die Ohren gelipht und dann freiwillig die Bewegungen ausgeführt, die es unter seinem großen Keiler auszuführen gewöhnt worden war. Jener Dichter aber, der zum Preise eines Leibrosses das Flügeltrösch besaß, wird vielleicht manchem als ein Gelehrter und Prophet erscheinen, wenn er auf dem Zeitungspapier vom Mai 1804 sein Lied wie folgt ausklingen läßt:

... So wird wie du, am Ende vom Ende, Besten aus dem Reich, ein Gemündert, Das Willen den Gerichten thun...

Es hat ganz den Anschein, als wenn die frühere Ansicht über die Brauchbarkeit von Unterwasserbooten eine durchaus oberflächliche gewesen ist.

Ein hübsches Compliment macht die Brigner Chronik den Boyner Kerzen. Sie berichtet von dem Unfall des Postamtbedieners Schäfer, welcher beim Gewehrputzen von einem Schrotstück in die Wange getroffen wurde, und jezt dann wörtlich hinzu: „Obwohl ärztliche Hilfe in Anwendung genommen wurde, ist die Verletzung keine gefährliche.“